

GERNOT RAINER

**Bruch
linien**

Roman

KREMAYR & SCHERIAU

Gernot Rainer

BRUCHLINIEN

Roman

KREMAYR & SCHERIAU

© Kremayr & Scheriau 2026
Bitte beachten Sie die Sperrfrist bis 12. Mai 2026!

Für

Leni, Justus und Ulla

Graz, ein Anfang

Graz. Eine Stadt, die sich nie sicher war, ob sie großstädtisch oder doch lieber provinziell sein wollte. Pauls Kindheit war ein Spiegel dieses Dilemmas. Das Viertel, in dem er aufwuchs, bestand aus akkurat geschnittenen Hecken, die nicht nur die Grundstücke voneinander trennten, sondern auch die Bewohner. Die Nachbarn grüßten sich höflich, aber ohne wirklich hinzusehen, als sei Augenkontakt eine Verpflichtung, der man nur im Notfall nachkommen sollte.

Pauls Eltern, beide Lehrer, führten eine Ehe, die man bestenfalls als »funktional« bezeichnen konnte. Diskussionen wurden in gut artikulierten Argumenten geführt, deren Lautstärke nie über ein höfliches Gespräch hinausging. Konflikte? Ja, die gab es. Aber sie waren wie das sonntägliche gekochte Krenfleisch: vorhersehbar und immer nach demselben Rezept.

Paul selbst war ein stilles Kind, das lieber las, als Fußball zu spielen. Eine Vorliebe, die in der vierten Klasse durch ein Buch von Wolfgang Hohlbein entfacht wurde, das ihm seine Tante zu Weihnachten schenkte: *Die Tochter der Himmelscheibe*. Für Paul öffnete sich damit ein Tor in eine andere Welt. Während andere Kinder mit Freunden Fahrradtouren machten, schlich er sich in die Stadtbibliothek, um nach weiteren Titeln zu suchen. In den Geschichten von Helden, Göttern und ihren Abenteuern fand er, was in seinem eigenen Leben fehlte. Seine Mutter fand das »niedlich«, sein Vater »etwas exzentrisch«.

Die Bücher wurden zu seiner Zuflucht. Sie boten eine geordnete Welt, in der die Grenzen zwischen Gut und

Böse klar gezogen waren und am Ende immer die richtige Seite siegte. Paul fühlte sich in dieser Ordnung sicher – als könnte er sich in einem Universum aus Schwarz und Weiß verstecken, während die echte Welt um ihn herum in Grautönen pulsierte.

Mit achtzehn zog Paul nach Wien. Nicht, weil er musste – Graz hätte auch eine Universität gehabt –, sondern, weil er wollte. Wien war eine Verheißung. Eine Stadt, in der man nicht mehr nur der »junge Herr Magister« war, sondern jemand werden konnte. Paul hatte keine genauen Vorstellungen davon, wer dieser Jemand sein sollte, aber der bloße Gedanke daran reichte, ihn in den Zug zu setzen.

In Wien war alles anders. Die Straßen waren breiter, die Menschen weniger freundlich und das Leben aufregender. Er wohnte in einer kleinen WG in einem Altbau, dessen Heizung das Konzept von Wärme nur vage kannte. Seine Mitbewohner waren laut, chaotisch und genau das, was er brauchte, um seinen behüteten Kokon zu verlassen.

Und dann war da Nora.

Sie tauchte eines Dienstagmorgens in der Uni-Bibliothek auf, als Paul nach einer bestimmten Ausgabe von *Iphigenie auf Tauris* suchte. Klein, lockiges braunes Haar, eine Brille wie aus einer anderen Epoche. »Das ist mein Buch«, sagte sie mit einem Lächeln, das mehr versprach, als Paul zunächst verstand.

Nora war nicht nur seine erste echte Freundin, sondern auch diejenige, die seine Welt auf den Kopf stellte. Sie nahm ihn mit in verrauchte Cafés, zu Filmvorführungen im Freien und auf Spaziergänge entlang der Donau. In ihrer winzigen Altbauwohnung, die nach Parfüm und Chaos roch, begann es immer gleich. »Du denkst zu viel«, sagte sie, während sie ihn auf die Matratze zog.

Ihr Lächeln war schelmisch, aber fordernd. »Sei wenigstens jetzt mal nicht so brav.« Paul versuchte, etwas zu erwidern, aber sie küsste ihn forsch, ließ keinen Zweifel daran, wer hier die Richtung vorgab. Ihre Hände waren fordernd, ihre Bewegungen ungestüm – ein Kontrast zu seiner vorsichtigen, abwartenden Art.

Eines Abends, nach einer hitzigen Diskussion über Moral in der Literatur – Nora mochte keine Helden, Paul dagegen suchte sie fast zwanghaft –, hielt sie ihm ein zerknülltes Papier vor die Nase. Es war ein Gedicht, das sie geschrieben hatte, chaotisch und voller Brüche.

»Das bin ich«, sagte sie. »Ein Durcheinander. Und weißt du was? Es ist okay.«

Paul betrachtete die Zeilen, verstand sie nicht vollständig – und genau das machte sie so faszinierend.

»Was ist, wenn die Welt mehr Chaos hervorbringt, als wir ertragen können?«, fragte er.

»Dann wird sie vielleicht interessanter«, antwortete Nora und küsste ihn auf die Stirn. »Du musst nicht immer alles verstehen, Paul. Manchmal reicht es, es einfach zu fühlen.«

Nora ging schließlich, wie sie es immer getan hatte: leichtfüßig, mit einem Lächeln. Paul blieb zurück, nicht verletzt, sondern mit einem seltsamen Gefühl von Klarheit. Vielleicht war es möglich, Menschen in ihrer Widersprüchlichkeit anzunehmen, ohne sie vollständig zu begreifen.

Danach folgten weitere Bekanntschaften. Unverbindlich, tastend, oft so schnell wieder vorbei, wie sie begonnen hatten. Eine Studentin aus der Politikwissenschaft, mit der er über Habermas diskutierte, eine Mitbewohnerin aus einem Sommerjob, deren Nähe sich immer nur auf die Abende beschränkte. Es war, als würde er nach Nora weniger suchen, mehr zulassen – aber niemand blieb.

Zwei Jahre später lernte er Sarah kennen. Sie war das Gegenteil von Nora – ruhig, pragmatisch und mit einer Gelassenheit, die Paul sofort anzog. Eines Samstagabends in ihrer Wohnung fragte sie plötzlich: »Möchtest du eigentlich bleiben?« Paul, überrascht, nickte. »Gut«, sagte sie schlicht und küsste ihn.

Mit Sarah fühlte sich alles anders an, aber nicht weniger intensiv. Ihre Leidenschaft war kein Feuerwerk, sondern ein Kaminfeuer – warm, anhaltend, beruhigend. Sie zog ihn sanft an sich, ihre Bewegungen hatten eine Selbstverständlichkeit, die Paul überwältigte.

Als sie ihn danach in die Arme nahm, lächelte sie und sagte trocken: »Ich hoffe, du bist nicht enttäuscht.« Paul lachte. »Das ist kein Wettbewerb.« – »Gut«, sagte sie. »Sonst hätte ich gewonnen.«

Paul fühlte, dass in dieser Beständigkeit etwas lag, das er vorher nicht erkannt hatte: Stärke. Man musste nicht alle Extreme durchleben, um ein Leben zu führen, das Tiefe hatte. Man musste nur lernen, den Grautönen Raum zu geben.

Sein erster Unterrichtstag begann mit einer Mischung aus Vorfreude und Angst. Der Geruch von frischer Kreide und abgestandenem Linoleum begrüßte ihn, als er das Klassenzimmer betrat. Die Schüler saßen in halbherziger Ordnung, einige gelangweilt, andere mit neugierigen Blicken. Paul stellte sich vor, machte einen lockeren Witz und versuchte, souverän zu wirken, während ihm das Herz bis zum Hals schlug.

Er gab ihnen eine Aufgabe: »Was bedeutet Geschichte für euch?« Ein Junge schrieb »langweilig«, ein Mädchen sprach vom Zweiten Weltkrieg. Ein anderer ließ das Blatt leer. Paul fragte ihn: »Kein Fan von Geschichte?« Der Junge zuckte mit den Schultern: »Ist doch eh alles vor-

bei.« Paul nickte. »Vielleicht. Aber manchmal können wir die alten Geschichten benutzen, um zu verstehen, warum die Welt so ist, wie sie ist.« Der Junge schaute ihn an – skeptisch, aber nicht verschlossen.

Als Paul später die Blätter einsammelte, fiel ihm der Satz des Jungen auf: »Geschichte sind alte Fehler, die wir immer wieder machen.« Paul hielt inne, das Blatt in der Hand. Es war nicht falsch, dachte er, aber auch nicht die ganze Wahrheit. Geschichte war mehr.

Er erinnerte sich an Noras Worte, an Sarahs Nähe. Manchmal war es okay, Dinge nicht zu verstehen, sondern sie einfach zu fühlen. Vielleicht lag seine Aufgabe weniger darin, Antworten zu geben, als die richtigen Fragen zu stellen. Die Welt war keine einfache Gleichung, sondern ein unvollendetes Mosaik – eines, das man nicht vervollständigen, aber immer wieder betrachten konnte, um es besser zu verstehen.

Erhöhte Bildschirmzeit

Das Homeoffice war ein Segen. Georg hatte das schon am ersten Tag gespürt, als er mit dampfendem Kaffee vor seinem Rechner saß und sich einloggte. Der Monitor war in perfekter Höhe, das Licht fiel weich durch die halb heruntergelassenen Jalousien, und das Beste: kein belangloses Gerede. Kein »Na, gut übers Wochenende gekommen?« Kein »Schaut nach Regen aus, oder?« Kein erzwungenes Lächeln in der Kaffeeküche, während er nach einer Antwort suchte und dann doch nur nickte.

Das Büro war ein Ort permanenter Geräusche gewesen – Stimmen, die durcheinanderliefen, Tastaturen, die klapperten, Gelächter, das aufpoppte und wieder verklang. Er hatte nie gelernt, sich in diesem Strom mühelos zu bewegen. Zu groß, zu kantig, zu langsam im schnellen Wechsel der Worte. Small Talk war für ihn wie eine Sprache, die er verstand, aber nicht fließend sprach. Sein Rücken schmerzte oft, weil er unbewusst versuchte, sich kleiner zu machen.

Jetzt saß er zu Hause. Der Kaffee war besser, die Luft frischer. Mit ein paar Mausclicks war er eingeloggt. Kommunikation, die er verstand. Keine Körpersprache, keine Räume, keine Blicke, die ihn verunsicherten. Nur Text. Zahlen. Strukturen.

Sein Job war simpel. Die Algorithmen liefen von selbst, die Datenströme gehorchten ihrer Logik, und die Berichte, die er erstellte, schrieben sich im Grunde selbst. Die ersten Tage genoss er das. Die ersten Wochen auch.

Dann kamen die leeren Stunden.

Er klickte sich durch die Mediathek, ließ sich treiben.

Nachrichten, Dokumentationen, Reportagen. Dann blieb er an einer Live-Sendung auf ORF hängen. Ein emeritierter Professor für Infektiologie saß im Studio, die Beine übereinandergeschlagen, die Stimme ruhig, fast beiläufig.

»Also für mich ist das klar. Das Virus kommt aus einem Labor in Wuhan. Da können die Chinesen erzählen, was sie wollen.«

Georg richtete sich auf. Das war anders. Nicht die übliche vorsichtige Sprache, nicht das diplomatische Jonglieren mit Eventualitäten. Der Professor sagte es einfach. Locker, aber bestimmt.

Als das Interview vorbei war, öffnete Georg die ORF-Mediathek. Er wollte es noch mal sehen. Vielleicht hatte er sich verhört, vielleicht war es nicht so deutlich gewesen, wie er dachte. Doch es war nicht da. Kein Eintrag. Kein Interview.

Er kannte sich mit Datenbanken aus. Er wusste, dass nichts jemals wirklich verschwand.

Zufall?

Vielleicht.

Er rieb sich den Nacken und öffnete Google. Die Laborhypothese sei »unwahrscheinlich«. Okay. Aber warum genau? Was sprach dafür, was dagegen? Er klickte sich durch Artikel, Blogs, Foren. Ein Reddit-Thread mit dem Titel *Laborhypothese: Ein Spiel für Logiker* zog ihn in seinen Bann. Die User zerlegten Behauptungen, widerlegten sich gegenseitig, analysierten Paper und Daten. Georg kommentierte selbst, anfangs kurz und vorsichtig, dann ausführlicher und selbstbewusster. Die Anonymität half. Hier konnte er argumentieren, ohne sich um Tonfall oder Gestik kümmern zu müssen.

Und zum ersten Mal antworteten Menschen. Direkt, zustimmend. Sie lobten seine Argumente, verlinkten ihn, fragten nach Quellen. Eine kleine, digitale Gruppe

– aber sie lasen ihn. Es war das erste Mal seit Langem, dass er sich... richtig fühlte. Nicht nur wahrgenommen, sondern gebraucht. Im Büro hatte niemand je nach seiner Meinung gefragt. Dort galt er als zuverlässig, aber unauffällig. Als einer, der nie störte – und nie glänzte.

Er erinnerte sich an eine Besprechung vor zwei Jahren. Projektmeeting, zehn Leute im Raum, der Chef sagte: »Georg, willst du kurz die Zahlen zeigen?« – und er hatte die falsche Datei geöffnet. Zwei Sekunden zu lang gezögert. Jemand kicherte. Irgendwer sagte: »Na, ist Montag, oder?« Es war nicht böse gemeint. Aber Georg spürte noch Wochen später, wie seine Hände auf der Tastatur gezittert hatten.

In der digitalen Gruppe gab es keine Gesichter. Kein Lachen. Kein Räuspern. Nur Argumente.

Eines Vormittags, als er sich wieder einmal am Nacken rieb, stand Anna in der Tür. »Du bist schon wieder so krumm.«

»Mhm.«

Sie lehnte am Türrahmen. »Ich geh laufen.«

»Mhm.«

»Kommst du mit?«

»Nein.«

Sie lachte leise. »War klar.«

Er wusste nicht, ob sie wirklich erwartete, dass er mitging, oder ob die Frage nur ein Echo vergangener Versuche war.

Manchmal fühlte sich ihre Ehe an wie ein gut eingespieltes Team – man verstand sich, teilte Aufgaben, wusste, wie der andere seinen Kaffee mochte. Und dann gab es Momente, in denen ihm auffiel, wie selten sie sich noch berührten, ohne einen praktischen Grund dafür zu haben.

Früher war es anders gewesen. Da hatte es noch diese beiläufigen Berührungen gegeben. Eine Hand, die im Vorbeigehen über seinen Rücken strich. Finger, die sich kurz in seinem Haar verfangen. Das Chaos, wenn sie sich in der Küche in die Quere kamen. Jetzt war alles geordneter. Die Nähe folgte einer stillen Übereinkunft, die irgendwann entstanden war. Es gab keine Abweisung, aber auch keine Ungeduld mehr. Sex war nicht unangenehm, nicht schlecht – nur seltener. Vielleicht, weil keiner von ihnen das Bedürfnis hatte, den Mangel zu thematisieren.

»Gehen wir spazieren?«, fragte Anna später am Nachmittag.

Georg blinzelte in den Bildschirm. Eigentlich hatte er nicht vorgehabt, sich zu bewegen. Aber er wusste, dass er zu viel saß. Und Anna erwartete nicht wirklich, dass er mitkam – was ihn dazu brachte, genau das zu tun.

Der März lag mild über der Stadt, als Anna und Georg durch den sechsten Bezirk gingen. Es war Lockdown, aber spazieren gehen durfte man. Die offizielle Empfehlung: Bewegung im Freien, frische Luft, aber mit Abstand.

Die Straßen waren seltsam leer. Nicht so, wie sie es an einem Sonntagmorgen wären, sondern auf eine andere Art. Kein natürlicher Rhythmus, keine alltägliche Belebtheit. Menschen, die sich begegneten, gingen einander aus dem Weg. Ein Blick, ein Schritt zur Seite.

Georg trug seine Maske gar nicht, Anna hatte sie lose über das Kinn geschoben, als wäre sie mehr ein Zeichen der Pflichterfüllung als echter Schutz.

Vor der Apotheke stand eine ältere Frau mit sorgsam sitzender FFP2-Maske und hielt ein Rezept in der Hand. Ihr Blick blieb auf der Tür, als ringe sie mit der neuen Tugend, Geduld nicht mit Schwäche zu verwechseln.

»Leo hängt nur noch vorm Bildschirm«, sagte Anna

plötzlich. »Wenn er nicht FIFA spielt, dann schaut er sich irgendwelche Videos an.« Sie zog die Maske nachdenklich über die Nase, ließ sie dann wieder sinken. »Ich glaube, er redet mehr mit seinem Controller als mit uns.«

Georg nickte. »Er ist dreizehn.«

Anna biss auf der Innenseite ihrer Wange herum. »Ja.« Kurz ließ sie den Blick über die Schaufenster gleiten – geschlossene Türen, improvisierte Schilder, hastig gedruckt und mit Klebeband befestigt. Dann: »Hat er eigentlich eine Freundin?«

Georg dachte nach. »Keine Ahnung.«

Anna zog die Schultern hoch, ihr Blick blieb auf einer verwaisten Bushaltestelle hängen. »Manchmal frage ich mich, ob er es uns überhaupt erzählen würde, wenn es so wäre.«

Sie meinte Leo. Aber nicht nur ihn.

Sie kamen am Haus des Meeres vorbei. Das Tropenhaus war geschlossen, keine Schulklassen, die sich davor drängten. Das Gebäude wirkte seltsam still, als hätte es seinen eigenen Herzschlag verloren. Sie bogen in eine schmale Seitenstraße ein. Es roch nach frischem Brot. Die Bäckerei hatte geöffnet, das kleine Fenster zum Verkauf war offen. Anna deutete darauf. »Wollen wir Kipferl mitnehmen?«

Georg nickte. Während sie warteten, sah er sich um. Eine Stadt in Standby. Schaufenster mit Schildern: *Wir sind bald wieder für Sie da*. Friseure, die zu waren. Bars, die zu waren. Restaurants, die nur noch mit aufgeklebten Zetteln existierten: *Take-away. Wir halten durch*.

Anna nahm die Kipferl entgegen, biss in eines und reichte es ihm dann weiter. Georg nahm einen Bissen. Es war frisch, warm, weicher, als er erwartet hatte. Ein banales, angenehmes Gefühl.

Nach dem Spaziergang saß er wieder im Arbeitszimmer. Leo kam herein, lehnte in der Tür. Seine Arme hingen locker, der Blick offen, aber abwartend. »Was machst du?«

Georg drehte sich langsam um. »Nichts Besonderes. Ich recherchiere ein bisschen.«

Leo nickte. »Mama sagt, du schaust komische Sachen an.«

Georg runzelte die Stirn. »Was?«

»Irgendwas mit dem Virus. Sie hat zu Tante Julia gesagt, dass du da so reinkippst.«

Georg richtete sich auf. »Ich informiere mich nur.«

»Ja, eh.«

»Und du?«, fragte Georg. »Kein Fußball mehr, oder?«

Leo seufzte. »Nein. Eh scheiße. Ich spiel halt FIFA mit den anderen. Online-Turnier.«

»Okay.«

Leo stieß sich vom Türrahmen ab. »Ich spiel jetzt weiter.«

Georg sah ihm nach. Später in der Nacht fand er einen Artikel, der ihn innehalten ließ. Ein Wissenschaftler aus Indien behauptete, das Spike-Protein von SARS-CoV-2 enthalte Abschnitte, die mit HIV-Proteinen übereinstimmten. Das sei kein Zufall, schrieb er. Es sei nicht natürlich.

Georg las den Artikel zweimal. Dann fand er ein Paper, das die These widerlegte. Dann einen Blog, der erklärte, dass die Widerlegung Unsinn sei. Dann einen YouTube-Kanal, der genau das »nachwies«. Er spürte, wie sein Rücken schmerzte.

Auf Twitter postete jemand: *Wenn das Spike-Protein verändert wurde, um menschliche Zellen besser zu infizieren – wäre das nicht der ultimative Beweis?*

Georg schloss die Augen, rieb sich über das Gesicht,

als könnte er den Gedanken vertreiben. Dann riss er sich los – zwang sich, den Laptop zuzuklappen, das Handy beiseitezulegen, aufzustehen. Fast hastig zog er sich um, als müsste er sich aus etwas befreien.

Anna lag längst im Bett, ruhig atmend, doch er spürte, dass sie wach war. Vorsichtig bewegte er sich näher, seine Hand glitt über die Matratze und verharrte. Es wäre ein guter Moment gewesen. Einer dieser stillen, wortlosen Augenblicke, in denen Nähe wieder von selbst entstehen konnte. Er spürte die Wärme ihrer Haut, das gleichmäßige Heben und Senken ihres Brustkorbs. Eine kleine Bewegung hätte genügt. Doch seine Hand blieb, wo sie war.

Georg dachte an das Spike-Protein. Auf dem Rücken liegend starrte er an die Decke. Die Fragen ließen ihn nicht los.

Wenn es wirklich verändert wurde?

Wenn es ein Plan war?

Er wusste, dass er morgen weitersuchen würde.